

FORTPFLANZUNG

Eizellen als Mitgift von der Mutter

Britische Mütter haben bereits in mindestens sechs Fällen Eizellen in Spezialkliniken einfrieren lassen, um ihren Töchtern, die wegen einer angeborenen Krankheit keine Eierstöcke besitzen, das Kinderkriegen zu ermöglichen. Sobald die Töchter alt genug sind, können sie die Eizellen ihrer Mütter auftauen lassen. Im Reagenzglas werden die Zellen dann mit den Spermien ihrer Lebensgefährten oder Ehepartner befruchtet und anschließend eingepflanzt. Möglich geworden sind solche Eizellspenden von der Mutter an die Tochter erst in jüngster Zeit durch technische Fortschritte beim Schockgefrieren und Wiederauftauen unbefruchteter Eizellen. „Die perfekten Eizellspender für Mädchen mit dieser Erkrankung sind ihre eigenen Mütter“, glaubt die



Entnahme tiefgekühlter Eizellen

britische Fortpflanzungsmedizinerin Gillian Lockwood. Ethikexperten halten das Vorgehen zumindest psychologisch für bedenklich; immerhin wären die dabei zur Welt kommenden Kinder zugleich die Halbgeschwister ihrer Mütter. „Die Kinder könnten in eine Identitätskrise geraten, wenn sie ihre Verwandtschaftsbeziehungen durchschauen“, befürchtet die Reproduktionsexpertin Josephine Quintavalle. Auch in Deutschland wäre die Methode technisch durchführbar. Aber eingefrorene Eizellen dürfen hier laut Embryonenschutzgesetz nicht gespendet werden.

DENIS SCOTT / GORBIS



Pottwal

TIERE

Schlaflos im Meer

Pottwale scheinen Weltmeister im Wenigschlafen zu sein. Zu diesem Ergebnis kommt der britische Zoologe Patrick Miller, der 59 Wale mit Hilfe von Messinstrumenten rund um die Uhr beobachtet hat. Dabei stellte er fest, dass die Schwimmriesen immer wieder minutenlange Drifttauchgänge absolvierten, bei denen sie mit dem Kopf nach

MEDIZIN

Die Mär von der Krebspersönlichkeit

Mediziner haben endgültig die Legende widerlegt, dass es so etwas wie eine Krebspersönlichkeit gebe. Bei einer Studie mit fast 10 000 niederländischen Frauen stellte sich heraus, dass diejenigen, die ihre Gefühle unterdrückten und eher niedergeschlagen oder ängstlich durchs Leben gingen, keineswegs häufiger an Brustkrebs erkrankten als Frauen ohne diese Charakterzüge. „Niemand braucht Angst zu haben, dass solche Persönlichkeitsmerkmale einen Risikofaktor für Brustkrebs darstellen“, erklärt Eveline Bleiker, eine der beteiligten Forscherinnen. Ebenso brauchten sich Frauen, bei denen die Krankheit diagnostiziert worden ist, keine Vorwürfe zu machen, dass sie selbst etwas mit der Entstehung des Tumors zu tun hätten. Die Mär, dass es vor al-

lem die seelisch Angeknacktesten und in sich Gekehrten seien, die an Krebs erkranken, hat seit den achtziger Jahren immer wieder Befürworter gefunden – mit dem Ergebnis, dass sich Krebsopfer häufig neben der Krankheit obendrein mit Schuldgefühlen quälten. Erst vor kurzem hatten US-Forscher den Zusammenhang von Psyche und Krebs auch bei Patienten mit fortgeschrittenen Tumoren an Kopf und Hals widerlegt. „Ich bin froh, dass mit diesem Mist endlich aufgeräumt wird“, erklärt Kevin Stein, Tumorexperte bei der Amerikanischen Krebsgesellschaft.



Patientin, Röntgenbild der Brust

DDP / ULLSTEIN BILDERDIENST

STEFFEN SCHELLHORN / EPD